

Liebe Leserin, lieber Leser!

„Ich bin ohne Worte ich / finde die Worte nicht.“ Bei diesem Ausspruch handelt es sich keineswegs um die Klage eines Seelsorgers oder einer Seelsorgerin, denen es in einer pastoral schwierigen Situation die Sprache verschlagen hat. Die Zeile stammt aus einem Lied eines der erfolgreichsten deutschen Singer-Songwriter der letzten Jahre: Tim Bendzko's „Wenn Worte meine Sprache wären“. Der Text erhebt nicht nur ästhetische Ansprüche an seine Sprache, sein zentrales Thema ist das Ringen der Sprache mit sich selbst. Mit dieser Sprachsensibilität liegt Bendzko im Trend neuerer deutschsprachiger Popkultur, die sich auch als Poppoesie bezeichnen lässt. So textete beispielsweise die Band „Wir sind Helden“ mit biblischer Anspielung: „Bitte gib mir nur ein Wort“.

Die richtigen Worte zu finden ist auch eine zentrale Aufgabe für Pastoral, Theologie und Kirche unserer Tage. Der Versuch, dem Glauben eine angemessene Sprache zu geben, sieht sich großen Herausforderungen ausgesetzt: In vielen Fällen ist die religiöse Sprache durch ihren Missbrauch zur Machtausübung und Disziplinierung der Gläubigen diskreditiert; religiöse Sprache hat in säkularen Kontexten häufig ihre lebensweltlichen Bezugspunkte verloren; sie wird angesichts des religiösen Traditionsabbruchs schlicht unverständlich; sie erstarrt – möglicherweise als Gegenreaktion – in vorgegebenen Floskeln und Formeln. Das böse Wort der religiösen „Sprachsklerose“ macht die Runde. Gerade vor diesem Hintergrund aber ist das Ringen um Sprache, wie wir es in Teilen zeitgenössischer Kultur sehen, eine Chance. Eine vorsichtige, suchende, tastende religiöse Sprache entspricht einer hier und da aufbrechenden Sprachsensibilität, die es

theologisch aufzugreifen und zu pflegen gilt. Die Beiträge, die wir von unseren Autorinnen und Autoren erbeten haben, sind geprägt von dieser Sensibilität. Sie umkreisen aus der Sicht unterschiedlicher theologischer Fächer das „Mysterium Sprache“ und würdigen deren Komplexität und Vielschichtigkeit.

Der Eingangsbeitrag des Pastoralsoziologen *Michael N. Ebertz* macht die Gesellschaftsgebundenheit von Sprache deutlich. Es gibt nicht (mehr) die eine (religiöse) Sprache für alle. Die empirische Milieuforschung belegt, dass gerade das, was die einen ästhetisch anspricht, andere abstößt. Religiöses Sprechen muss milieuspezifisch und -sensibel sein. Zugleich plädiert Ebertz nicht nur für eine jeweilige Anpassung, sondern auch für eine übergreifende Angleichung der Glaubensrede. Der Philosoph *Michael Hofer* zeigt, dass es der Sprache nicht gelingen kann, sich selbst völlig vor sich zu bringen. Sprache kann gebraucht, genutzt, verwendet werden; und doch bleibt sie einem letzten instrumentellen Zugriff entzogen. In diesem Sinne weist sie über sich hinaus, was sie zu einem bevorzugten Medium des Glaubens macht. An diesen Gedanken knüpft *Hildegund Keul* an. Als Fundamentaltheologin arbeitet sie Bezüge zwischen Poesie und Religion heraus. Dabei ist „Poesie“ gerade von ihrer griechischen Wortbedeutung her als kreative Schöpfung zu verstehen. Religiöse Sprache heute muss experimentell sein, Wagnischarakter haben, Grenzen überschreiten.

Die folgenden drei Beiträge sind konkreten „Diskursfeldern“ religiösen Sprechens gewidmet: der Predigt, der Liturgie und der Bibelübersetzung. Der Religionsphilosoph und Homiletiker *Klaus Müller*

zeigt sich besorgt, wie wenig Predigten, evangelische wie katholische gleichermaßen, die Menschen noch bewegen, beunruhigen können. Als eine Ursache macht Müller die – auch durch neue elektronische Medien möglich gewordene – Inflation von Kommunikation aus. Er rät zu einer kreativen Verkündigungssprache, die an klassischer Literatur Maß nehmen kann, die durch Authentizität gedeckt ist, und die sich – als Kontrapunkt allgegenwärtiger Geschwätzigkeit – auch ins Schweigen einübt. *Gunda Brüske*, Liturgiewissenschaftlerin, beschäftigt sich mit der Kunst der liturgischen Sprache – im Sinne eines schwierigen Könnens. Sie entwickelt nachvollziehbare und nachahmenswerte Qualitätskriterien liturgischen Sprechens: die Bereitschaft zu lernen, die Kontext- und Anlassbezogenheit, die Wiederholbarkeit liturgischer Ausdrücke, ihre Verständlichkeit und die Beteiligung der Feiernden. Übersetzung ist immer Interpretation. In welchem Maß dies für Übertragungen der Bibel in die deutsche Sprache gilt, macht der Alttestamentler *Adrian Schenker OP*, der an der neuen Einheitsübersetzung mitwirkt, deutlich. An ausgewählten Beispielen zeigt er, nach welcher unterschiedlichen Vorgaben Bibelübersetzungen erstellt werden.

Auch die thematisch freien Beiträge dieser Ausgabe der Theologisch-prak-

tischen Quartalschrift sind der Lektüre wert: Der Sozialethiker *Franz Segbers* blendet von der aktuellen Schuldenkrise, die Europa nach wie vor in Atem hält, zurück auf biblische Inspirationen zum Schuldenerlass. Der Kirchenhistoriker *Hermann Hold* zeigt angesichts gegenwärtiger Todesverdrängung aus historischer Perspektive Motive der Sterbekunst.

Geschätzte Leserinnen und Leser!

Es ist Kennzeichen der Beiträge zu unserem Themenschwerpunkt „Wenn der Glaube Worte findet“, dass sie nicht nur aus unterschiedlicher Sicht über Sprache reflektieren, sie analysieren und sezieren. Auffällig ist das Bemühen, die ästhetische Wirkkraft von Sprache darzustellen. Unsere Autorinnen und Autoren zitieren Literatur und liefern Beispiele gelungener, authentischer Sprache. Vielleicht findet sich in diesem Fundus ein Gedanke, ein Satz oder eine Geschichte, die Sie ansprechen und inspirieren, die Ihnen helfen, Ihren Glauben sprachfähig zu machen.

Für das neue Jahr 2014 wünsche ich Ihnen im Namen der Redaktion eine gute und gesegnete Zeit!

Ihr
Ansgar Kreutzer

*Einem Teil dieser Ausgabe liegen Prospekte der Verlage Echter sowie Friedrich Pustet bei.
Wir bitten um Beachtung.*